

Zurück zur Kindheit — flüstert es aus vielen Büchern dieses Jahres. Sucht die Ratlosigkeit dieser Zeit im süßen schauernden Dämmer der Kindheit Zuflucht? Fast möchte man es glauben. Aber wenn *Waldemar Bonsels* die *Tage der Kindheit* (Ullstein Verlag) erzählt, treibt ihn nicht allein Erinnerung an Gelebtes und seine Erneuerung, sondern er möchte den Kindern auch helfen, damit sie nie wieder von den Erwachsenen unter dem Vorwand der Erziehung innerlich verkrüppelt würden. Er selber hat von seinen Aufzeichnungen gesagt, sie seien ein „Rachefeldzug gegen Onkel, Tanten, Lehrer, Erzieher, die am Tor der Freiheit gestanden haben.“ Bonsels klagt nicht an, er läßt lachen über die Dummdreistigkeit, die Heuchelei, die Gedankenlosigkeit, die sich dem Leben des Kindes entgegenstellen, und er zeigt mit einem befreienden Witz, wie sich das Kind doch dagegen durchsetzt, wie es in seinem Lebensmut nicht unterzukriegen ist. Bonsels mildert nicht, er idealisiert nicht das Kind, er offenbart das Grausame in dessen Wesensart, aber er erklärt diese Grausamkeit mit dem bitteren, leidenserfahrenen Satz: „Wir verhielten uns kaum anders als unsere Lehrer und Erzieher, deren Beispiel uns anregte.“ Das also war (hoffen wir, daß diese Zeit endgültig vorüber ist) das Ergebnis der Erziehung: Anregung zur Grausamkeit. Die Bilder und Gestalten dieser Kinderjahre stehen wie ein Blumenstrauß vor ihm, sagt Bonsels einmal. Es sind ihm die Disteln nicht erspart geblieben. Er wurde von ihnen gestochen wie jedes Kind mit Eigenart und Selbständigkeit. Er hat es nicht vergessen. Diese Schädlinge der Kinderseele peitscht er heute mit Disteln aus dem Kinderland. Dichterisch am schönsten in diesem lebendigen aufrüttelnden Buch ist die Geschichte seiner Knabenliebe zu einem kleinen Judenmädchen, das ihn ansah „mit Augen, so alt wie die Welt“. — Weht in Bonsels Buch die frische, etwas salzhaltige Luft einer nordischen Hafenstadt, so mischt sich in *Richard Billingers* Erinnerung seiner Dorfkindheit *Die Asche des Fegefeuers* (Verlag Georg Müller, München) die stickige Dumpfheit uralter Bauernstuben mit dem freien Atem sonnenüberglänzter Landschaft. Billinger hungert schon als Bub nach geheimnisvollen Geschehnissen, sein ganzes Kindheitserleben ist ein einziger Weg in das Land des Schauers. Er kostet, um in seiner Sprache zu reden, mehr als einen „Schluck von dem hinter der Tür des Geheimnisses ruhenden Becher des Allmächtigen“. Billingers Sprache ist kräftig und würzig, aber sie betrinkt sich förmlich mit Wohllauten, sie wuchert wild durcheinander. Ein merkwürdiges, ein erschreckendes Buch. Die in ihm den „Segen der Erde“ gefunden haben wollen, sind für Stadt und Natur gleicherweise verlorene Intellektuelle. In Wahrheit offenbart in dieser Dorfkindheit das Bauerntum ein finsternes, zerquältes, seltsam irrlichterndes Antlitz — das Antlitz eines fremden fernen Jahrhunderts. Erschüttert fragt man sich: Wann ist das Bauerntum in Mitteleuropa aus der Gemeinschaft des Volkes gekommen? Wie durfte das geschehen?

Oskar Maurus Fontana

Daß der Montparnasse für reisende Bürger literarisch entdeckt und zubereitet werden würde, war ja vorauszusehen. Aber glücklicherweise ist der Roman *Die von Montparnasse* von Michel Georges-Michel (Paul Neff Verlag, Berlin) nicht der verlogensentimentale Kitsch Murgers und für Opern-, Operetten- und Filmtexte durchaus ungeeignet. Schon deshalb, weil seine Figuren — Picasso, Modigliani, Foujita, Hélène Perdriat, Man Ray, Soutine, Bakst usw. — wirklich „aus dem Leben“ geholt sind, in dem sie schon Starrollen spielen, und es nicht rentabel wäre, sie zu Klischees verflachen zu wollen; bis zu dem Publikum, das Filmverleiher und Librettisten visieren, ist doch glücklicherweise ihr Ruhm noch nicht gedrungen. Aber das Buch ist für Montparnassiens und solche, die es verspätet werden möchten, sehr amüsant, auch durch die vielen beigegebenen Zeichnungen der „Helden“ — und läßt es bedauern, daß einem solche „echte“ Milieus aus Büchern erst bekannt werden, wenn sie schon aufhören echt und anfangen kostspielig zu sein. Kaum dürfte es noch irgendwo in der Welt einen Ort geben wie Montmartre und Montparnasse in ihren guten fremdenlosen Zeiten. Vielleicht deshalb, weil der „Künstler“ nur mehr in der Vorstellung von Kleinbürgern existiert.

K. Schrecker